

Buchbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **12 (1951)**

Heft 2

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen

ARTHUR VON SCHNEIDER, *Die Glasgemälde des Badischen Landesmuseums Karlsruhe*. Urban-Verlag, Freiburg im Breisgau, 1950 (Bd. II der Veröffentlichungen des Badischen Landesmuseums), Folio, 89 Seiten Text, 84 Tafeln mit 95 Abbildungen, wovon 4 mehrfarbig.

Erst im Januar 1951 wurde weiteren Kreisen durch eine Mitteilung von Prof. Dr. Robert Schmidt (*Neue Zürcher Zeitung*, 5. Januar) bekannt, daß die große Glasgemäldesammlung des Schloßmuseums Berlin, die auch interessante und wertvolle schweizerische Glasmalereien enthalten hatte, gegen Ende des zweiten Weltkriegs trotz Einlagerung in einem für unzerstörbar geltenden Bunker durch eine Granate vollständig zerstört worden sei. Glücklicherweise ist die einstige Sammlung schon 1913 in ganz vorzüglicher Weise von Hermann Schmitz beschrieben worden – Die Glasgemälde des Kgl. Kunstgewerbemuseums in Berlin –, wo die zahlreichen, im Text und in einem besonderen Tafelband gegebenen Abbildungen einen schwachen Ersatz für das endgültig Verlorene bieten.

Ungefähr gleichzeitig mit dem Bekanntwerden dieser Berliner Katastrophe wird uns die Beschreibung einer weiteren Glasgemäldesammlung Deutschlands geschenkt, die zum Glück die schwere Bombardierung der Stadt Karlsruhe überstanden hat. Diese Beschreibung reiht sich den früheren Veröffentlichungen der Museen von München (Joh. Schinnerer, *Katalog der Glasgemälde des Bayer. Nationalmuseums*, 1908) und Stuttgart (Leo Balet, *Schwäbische Glasmalerei*, 1912) an, denen, was Anlage und Ausstattung betrifft, in der Schweiz nur die Arbeit von Joh. Egli, *Die Glasgemälde des Historischen Museums St. Gallen*, 1925 und 1927, an die Seite zu stellen ist.

Das Karlsruher Museum geht zurück auf die großherzogliche Sammlung vaterländischer Altertümer, deren früheste Erwerbungen erst aus dem Jahre 1859 stammten. Vor allem in den neunziger Jahren wurde dann der Bestand geäuftnet durch Ankäufe bei den bedeutenden Versteigerungen jener Zeit: Sammlung Vincent, Konstanz 1891; Sammlung Gimbel, Baden-Baden 1893; gräflich Douglassche Sammlung auf Schloß Langenstein, 1897. Seit dem Jahre 1919 führt die Sammlung den Namen «Badisches Landesmuseum». Unter seinem gerade auf dem Gebiet der

Glasmalerei besonders kundigen Direktor Hans Rott wurden in den zwanziger Jahren aus dem Kunsthandel weitere Stücke erworben.

Die Absicht bei allen Ankäufen war, vor allem die Kunst des Landes Baden, der Kunststädte am Oberrhein, in repräsentativen Stücken zu erwerben. Da nun die Stadt Konstanz als alter Sitz der Glasmalerkunst aufs engste mit der Schweiz verbunden war (drei bedeutende, in Konstanz tätige Glasmaler stammten aus der Schweiz, siehe unten) und darum in den Darstellungen der schweizerischen Glasmalerei stets mit einbezogen wird, bietet diese badische Sammlung auch für uns größtes Interesse. Im übrigen wurden aus diesen oder jenen Gründen auch rein schweizerische Erzeugnisse angeschafft, die dann aber später zum Teil im Tausch gegen badische wieder abgestoßen wurden und darum in der Beschreibung von A. von Schneider nicht mehr vorkommen¹. Geblieben sind noch folgende schweizerische Stücke (mit Weglassung der konstanzerischen):

Nrn. 10, 11 und 12 (Tafeln 9 und 10, aus Slg. Vincent). Eine mit Rosen und zwei mit einer Kriegerfigur ausgefüllte Fischblasen aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, angeblich aus einer Kirche der französischen Schweiz. Die Verwandtschaft mit den Figuren in der Lausanner Rosette läßt auf Herkunft aus Frankreich schließen.

Nr. 37 (Tafel 37, aus Schloß Erbach). Wappenscheibe des Michael Eggenstorfer, des letzten Abtes des Klosters Allerheiligen zu Schaffhausen, von 1516, ganz ähnlich wie die Scheibe des gleichen Stifters von 1517 im Rathaus zu Stein am Rhein, die auf Tafel 83 ebenfalls abgebildet ist. Die Ansichten über den Glasmaler gehen auseinander: H. Schmitz wies sie Felix Lindt-meyer d. Ä. zu, Hans Rott dem Konstanzer Ludwig

¹) Folgende Stücke, die einst zur Karlsruher Sammlung gehörten, sind mir bekannt: 1. Runde Zürcher Ämterscheibe, signiert «Iosias Murer 1610», aus Slg. Vincent Nr. 266, heute in Zürcher Privatbesitz. 2. Grisaille-Miniatur mit Allegorie der Kunst, 1592, aus Slg. Vincent Nr. 185. 3. Allianzwappenscheibe Escher-Rahn mit allegorischer Darstellung von 1628, signiert HHR = Hans Heinrich Rordorf, aus Slg. Vincent Nr. 300, jetzt im Schweizerischen Landesmuseum. 4. Scheibe des Pfarrers Georgius Eigenmann zu Frauenfeld, 1611, Arbeit des H. M. Schmitter gen. Hug, aus Slg. Maihingen, jetzt in Schweizer Privatbesitz. – Lt. Oidtmann, *Gesch. d. schweiz. Glasmalerei* (1905), S. 286, befanden sich in Karlsruhe auch Luzerner Scheiben von 1688, Zürcher von 1611, 1679 und 1691, Zuger von 1512, 1579 und 1678.

Stillhart; in meiner Arbeit über die Glasgemälde von Stein am Rhein (1950) glaubte ich, mit guten Gründen sie einem Zürcher Meister zuschreiben zu müssen.

Nr. 54 (Tafel 51, aus Slg. Vincent). Scheibe des Hans Waltmann von 1564 aus dem Kloster Tänikon, nach Dürers Marienleben. Siehe P. Boesch, Die Glasgemälde aus dem Kloster Tänikon (1943), Nr. 27, wo ich die Arbeit dem Niklaus Bluntschli zuwies.

Nr. 71 (Tafeln 65 und 66, aus Slg. Vincent). Bildscheibe ohne Stifterinschrift mit Darstellung der Ovidischen Pygmalionsage, signiert CM = Christoph Murer, ohne Jahr. Eines der interessantesten Stücke der Sammlung. Die Zeichnung hat Murer im Gegensinn nach dem Holzschnitt des Virgil Solis komponiert, der 1563 in der illustrierten Ausgabe von Ovids Metamorphosen erschienen war. Diese Vorlage ist A. von Schneider entgangen². Dafür gibt er auf Tafel 66 eine Nachzeichnung des Lorenz Lingg³ von 1606 wieder, die uns wenigstens die Gewißheit gibt, daß das Glasgemälde vorher entstanden ist.

Nr. 77 (Tafel 74). Rundscheibe des H. C. Lang von 1611 für zwei Schaffhauser Freunde. Meine ausführliche Arbeit über diesen Glasmaler (1948) war dem Verfasser noch nicht bekannt; dort ist die nicht signierte Scheibe als Nr. 17 beschrieben. Seine Bemerkung, die Bibelstelle sei falsch zitiert, beruht auf einem Irrtum; im 17. Jahrhundert wurde das 1. Buch Samuelis auch 1. Buch der Könige (I. reg.) genannt⁴.

Nr. 80 (Tafeln 77 und 78, aus Slg. Vincent). Monolithrundscheibe ohne Stifterinschrift und Jahr, mit Darstellung und Spruch genau nach Nr. 12 von Christoph Murers 40 Emblemata, die erst 1622, acht Jahre nach seinem Tod, erschienen und in der Folge den Glasmalern und Ofenmalern vielfach als Vorlage dienten. Merkwürdigerweise ist als literarischer Beleg für die sogenannte Äsopfabel (angeblich die dritte) eine Ausgabe von 1769 zitiert. In der modernen Ausgabe der

Fabeln des Äsop (Halm, Teubner) findet sich übrigens diese Geschichte vom Frosch, der Maus und dem Adler nicht.

Nr. 82 (Tafel 80, aus Slg. Lord Sudeley). Bildscheibe von 1634 mit der beliebten Darstellung von Susanna im Bade (wie es scheint, nach Stimmers «Biblischen Historien» von 1576, im Gegensinn, aber mit anderem Spruch) für Eberhard Blatner, Bürgermeister zu Ermatingen. Mir scheint dieses Glasgemälde eine typische Arbeit der Nüscherer-Werkstätte in Zürich zu sein.

Wie gesagt, bestand oder besteht die Absicht der Museumsleitung vor allem darin, badisches Kunstgut zu sammeln. So finden wir denn aus dem 13. bis 15. Jahrhundert eine größere Zahl von biblischen Darstellungen, darunter (Nr. 5) eine thronende Maria, die stark an die Flumser Maria im Schweizerischen Landesmuseum erinnert. Sie stammt aus einem Fenster im Konstanzer Münster. In einem besonderen Abschnitt behandelt der Verfasser die sogenannten Baldungscheiben, Arbeiten des Glasmalers Hans von Ropstein, nach Entwürfen des Hans Baldung. Von den 25 Scheiben, die nach der neueren Forschung einst die Kartause in Freiburg im Breisgau schmückten und nach mannigfachen Schicksalen über St. Blasien in die gräflich Douglassche Sammlung auf Schloß Langenstein kamen, wurden bei deren Versteigerung drei für Karlsruhe erworben; ihnen sind auch zwei farbige Tafeln gewidmet.

Besonders interessant sind die Ausführungen über die aus Konstanzer Glasmalerwerkstätten stammenden Stücke, die an Zahl überwiegen. Dank den gründlichen Archivuntersuchungen des früheren Museumsdirektors Hans Rott ist man über die Konstanzer Glasmaler sehr gut unterrichtet; freilich sind seine Feststellungen zum Teil überholt, zum Teil können sie ergänzt werden. Von Ludwig Stillhart kennen wir jetzt bedeutend mehr Arbeiten, ebenso von seinem Sohn Caspar Stillhart, als dessen Todesjahr nach Hans Rott nun 1548 zu gelten hat. Glücklicherweise ist das wichtige Fragment mit der Inschrift «1542/CS» noch vor der eingangs erwähnten Katastrophe aus dem Berliner Museum an das Badische Landesmuseum übergegangen. Ihm möchte ich auch Nr. 44 (Tafel 43) zuweisen. Das Stück stammt aus der Sammlung Vincent, wo J. R. Rahn es ohne Inschrift und Jahrzahl, lediglich mit Wappen und Umrahmung, beschrieben hat⁵.

⁵) Weder in der Fassung der Auktionskataloge von 1890 und 1891 (Nr. 31) noch in den Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft von 1891 (Nr. 35) ist ein Stiftername und eine Jahrzahl mitgeteilt. Nur im Namenverzeichnis der Mitteilungen ist «Landau» (mit Hinweis auf Nr. 35) zu lesen, woraus geschlossen werden kann, daß J. R. Rahn im Verlauf seiner Bearbeitung das Wappen mit den drei Hirschgeweihen und der Pfauenfeder als Helmzier als das des Geschlechts «von Landau» erkannt hat; siehe Rahns Nachträge S. 253 (75).

²) Das vom Glasmaler unter das Bild gesetzte lateinische Distichon:

Quam sculpsit, fit Pygmalionis eburnea coniunx.
Tam castas cunctis suffice, Diva Venus!

(Das elfenbeinerne Standbild, das Pygmalion meißelte, wird seine Gattin.

So Keusche verschaffe Allen, Göttliche Venus!)

wurde auch hier wieder fehlerhaft wiedergegeben. Schon Rahn schrieb sit statt fit, und hier lesen wir «Tam castitas cunetis»!

³) Die Angabe, der 1582 geborene Lorenz Lingg sei Patenkind des Christoph Murer gewesen, stimmt nicht oder läßt sich zum mindesten nicht beweisen. Die in Anm. 43 zitierte Taufaktennotiz von 1584 bezieht sich auf den Sohn Bartholomäus II. Lingg. – Aus dem gleichen Jahre 1606 stammen die 10 bzw. 9 Nachzeichnungen des Lorenz Lingg nach den Glasgemälden Christoph Murers, die er nach den Deckenmalereien seines Lehrers Tobias Stimmer gemacht hatte (siehe ZAK 1951, S. 65 ff.).

⁴) Auch in der lateinischen, kirchlich approbierten Vulgata-Ausgabe der Biblia Sacra lesen wir: «Liber primus Samuelis quem nos primum regum dicimus.»

Im Auktionskatalog Helbing 1912 ist bereits die heutige Inschrift «Jacob von Landow» zu lesen und die Jahrzahl 1543. Jetzt ist die Ziffer 3 in eine 8 gewandelt. Die gegenwärtige Inschrift erscheint also als sehr verächtlich.

Es folgen dann die aus der Schweiz nach Konstanz eingewanderten Glasmaler: Bartholomäus Lüscher aus Zofingen, der aber von Bern her kam, vertreten durch zwei Scheiben von 1556; Hans Balthasar Federlin aus Frauenfeld mit der Meistersignatur HBF, vertreten durch eine signierte Scheibe von 1574; Caspar Spengler aus St. Gallen, von dem und dessen Nachkommen auffallenderweise kein einziges Stück in der Karlsruher Sammlung enthalten ist.

Nachdem so einige Gruppen des Badischen Landesmuseums hervorgehoben worden sind, sei gerne beigefügt, daß die Arbeit von A. von Schneider höchsten Dankes wert ist. Nicht nur gibt sie fast alle Scheiben in guten photographischen Aufnahmen wieder, sondern in vielen Fällen sind auch die nachgewiesenen Vorlagen und Parallelstücke, auf die im Text hingewiesen ist, mit abgebildet. Der Text zerfällt in einen kunstgeschichtlichen Abschnitt, aus dem die Entwicklung der Glasmalerei auch in den technischen Belangen ersichtlich ist, und in den eigentlich beschreibenden Katalog der 85 Nummern. In ihm sind alle wünschenswerten Angaben über Format, Technisches, Herkunft, Literatur, Heraldisches, Stifterpersönlichkeit und Glasmaler enthalten⁶. Wenn gerade die neuere schweizerische Literatur über gewisse Glasmaler und Bestände nicht vollständig erwähnt und benützt ist, so hängt das mit den Schwierigkeiten der Kriegsjahre zusammen, in denen die Arbeit entstanden ist.

⁶) Auf einige Versehen wurde oben hingewiesen. Beizufügen wäre noch: 1. Daß das oft erwähnte Museum in Zürich den Namen «Schweizerisches Landesmuseum» führt. 2. Auf Nr. 53 (Tafel 50) ist zu lesen «Capittel der hohen Stiff». Stiff ist auf Schweizerdeutsch im 16. Jahrhundert meistens weiblichen Geschlechts. So lesen wir auch auf einer noch nicht veröffentlichten Scheibe des Domherrn Sebastian von Herbsthaim von 1567, einer signierten Arbeit des Hans Balthasar Federlin, «... der hohen Stiff Costantz» (Phot. SLM 42344; im Mai 1950 von der thurgauischen Regierung angekauft). Andererseits schrieb der Konstanzer Caspar Stillhart auf der ebenfalls noch nicht veröffentlichten Kapitelscheibe von 1543 (in Privatbesitz): «Thumdechan vnd gemein Capitel des Thum Stiffs zü Costantz.» 3. Paul Appetzhofer (Nr. 43) war bis 1562 Obervogt der Reichenau. Seine Scheibe von 1553 in Nostell Church dürfte dem Bartholomäus Lüscher zuzuweisen sein. 4. Nr. 68 (Tafel 62) des Abtes von Weingarten von 1590 weist ganz den Murerschen Stil auf, während Nr. 70 (Tafel 64) schwerlich aus der Werkstatt Christoph Murers stammt. 5. Nr. 72 (Tafel 67), eine Stiftung einer Überlinger Gesellschaft von 1606, ist dem Konstanzer Hans Steritz d. Ä. (gest. 1631) zuzuweisen, von dem die ehemalige Sammlung Ermitage eine signierte Scheibe enthielt (siehe ZAK 1939, Nr. 36, Abb. 7). Bei der Wiedergabe der langen Inschrift hätte getrost «Überlingen» geschrieben werden dürfen, denn *ē* ist übliche Abkürzung für *en*.

Bei der Benützung dieses prächtigen Werkes wird der Wunsch von neuem laut, es möchten auch die allerdings viel umfangreicheren schweizerischen Sammlungen in absehbarer Zeit in ähnlicher Weise der allgemeinen Benützung zugänglich gemacht werden.

Paul Boesch

32. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1942, 236 S., Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1944 (ausgegeben 1950).

Über Metallgewinnung bei den Etruskern – so ist der Titel des ersten Aufsatzes gefaßt – referiert Wilhelm Witter †. Entgegen Schuchhardts These, die heute eher Allgemeingeltung verdient, geht Witter von der Voraussetzung aus, die Etrusker seien nicht autochthon, sondern von Mysien eingewandert. Witter faßt alle wichtigen archäologischen, geographischen, geologischen, schmelztechnischen und chemischen Vorarbeiten zusammen und gibt auf knappem Raum einen guten Einblick in das Bergbauggebiet im Campigliese (d. h. in der sog. toskanischen Maremma mit Populonia als Zentrum), die Aufbereitung der Kupfererze, die Schlacken vom Kupferschmelzen, die Schmelzapparate der Etrusker, die Eisengewinnung bei den Etruskern, die Verhüttung der Eisenerze, die Eisenschlacken (in der Maremma) und die zum Schmelzen der Eisenerze verwendeten Öfen. Da bis 1936 auf ehemals etruskischem Boden kein einziger Schmelzofenüberrest gefunden worden war, behalf man sich bei der Rekonstruktion etruskischer Schmelzöfen damit, in früh-römische Zeit datierte Ofenruinen auf Korsika und in Katalanien als Abkömmlinge etruskischer Öfen anzusehen, weil «die Römer nach der Eroberung Etruriens die vorhandenen Öfen für die Eisenerzeugung weiter benutzten und solche gleicher Art noch unter der Regierung des Augustus verwendet» hätten. Daß diese Theorie allzusehr Theorie war, scheinen 1936 im Tempelruinental von Tarani gefundene Ruinen von sechs Öfen zu beweisen, die zweifellos etruskischen Ursprungs sind. Leider ist aber offenbar Witter nicht an Ort und Stelle gewesen, und die in Studi Etruschi 11, 1937, 305 ff. veröffentlichten Ofenruinen sind niemals klar genug, um sie ganz einwandfrei auswerten zu können, ja die Rekonstruktion Abb. 9 bei Witter läßt an sich nicht einmal den unbedingten Schluß zu, daß es sich dort unzweideutig um den Unterbau eines Schmelzofens gehandelt haben muß. Er gleicht zu sehr Sigillatabrennöfen. Offensichtlich sind sich – dies ist auch aus dem Text bei Witter zu schließen – die Ausgräber nicht ganz klar darüber, wie ein Schmelzofen überhaupt in Betrieb gesetzt und gehalten wird. Es ist deshalb bei allem verlockenden Neuen, das Witter aus Etrurien berichtet, in bezug auf die Eisen- und Kupfer-

schmelztechnik der Etrusker (und der Römer) immer noch große Vorsicht zu wahren.

In einem zweiten Aufsatz stellen R. Gießler † und G. Kraft † *Untersuchungen zur frühen und älteren La-Tène-Zeit am Oberrhein und in der Schweiz* an. Das Gerippe zu diesem Aufsatz bildet die leider unvollendete Dissertation von Gießler. Es ist eine wertvolle Zusammenfassung der Früh-La-Tène-Forschung im Gebiet der Nordschweiz, des Oberrheins (zwischen Schwarzwald und Vogesen), des Hochrheins (zwischen Basel und Konstanz), der oberen Donau, des mittleren Neckar und Burgunds. Die Arbeit ist um so begrüßenswerter, als wieder einmal mehr eine Materialsammlung eines großen Zeitabschnittes und eines größeren geographischen Raumes vorgelegt wird, worin deutlich zum Ausdruck kommt, daß feinere Typisierungen, wie sie schon sehr früh für einzelne Fundstellen oder engere Forschungsräume vorgenommen wurden, in den wenigsten Fällen Allgemeingültigkeit haben. Andererseits werden in Hinsicht auf Chronologie und Abgrenzung verschiedener Kulturgruppen gegenüber älteren Veröffentlichungen ähnlichen Charakters teilweise grundlegende Korrekturen vorgenommen. Kraft greift vor allem die Thesen K. Schumachers heraus, wonach im besagten Raum die Hallstattkultur durch das sog. La Tène A (nach Reinecke) fortbestanden habe, und Kerstens, der annahm, daß die Stufe La Tène A im südlichen Südwestdeutschland und in der Schweiz ein paar Jahrzehnte später als am Mittelrhein eingesetzt habe.

Gießler bzw. Kraft scheidet die Früh-La-Tène-Zeit in zwei Abschnitte: *eine frühe La-Tène-Zeit* (= A nach Reinecke, Periode Ia im Gräberfeld Münsingen nach Wiedmer) und *eine ältere oder reife La-Tène-Zeit* (= B nach Reinecke, Ib und Ic nach Wiedmer). Als typische Vertreter des ersten Abschnittes gelten nach Gießler/Kraft: der Nordteil des Gräberfeldes Münsingen, ein Grabhügel im Unterhard bei Langenthal, Grabhügel in der Hard bei Pratteln und Muttenz, ein Hügelgrab bei Blotzheim, Grabhügel bei Oberrimsingen und Ihringen (b. Freiburg i. Br.), der Grabhügel F bei Salem, Grabhügel im Spitalacker von Waldshut, von Gündlingen und Stetten (Baden). Vom Inventar interessiert auch Gießler und Kraft vor allem die Fibel. Nach den beiden Autoren, d. h. vorab nach Kraft, kann heute als gesichert gelten, daß sich die La-Tène-Fibel aus der Certosa-Fibelform entwickelt (was in der Zusammenfassung zwar wieder moduliert wird mit «entwickelt aus späthallstädtischen Vorbildern unter südlichen Einflüssen»), wobei ganz richtig herausgestrichen wird, daß die Certosa-Fibel im Tessin eine ganz besondere Note erhält, um dann sehr schnell zu einem auffallenden Sondertyp auszuwachsen. Als sehr

wichtiges Beispiel einer Übergangsform wird die Fibel aus dem Langenthaler Grabhügel herausgestellt. Neben Fibeln mit weitgreifender Spiralrolle und mit waagrecht in großem Bogen an den Bügel heranführendem Fuß gehören zur sog. nordwestalpinen Früh-La-Tène-Gruppe auch Ringe mit Stöpsel- und Ringösenenden, hohle Halsringe, Ringe mit Knotengruppen. Spiralen sind selten, ebenso gekröpfte Nadeln; Keramik steht überhaupt aus oder sie ist, wenn sie erscheint, entweder noch völlig hallstädtisch oder sehr grobwandig (und gar nicht typisch). «Hügelgräber kommen noch vor, das große Flachgräberfeld beginnt.» Figürliches läßt sich nur in angrenzenden Gruppen fassen: am Mittelrhein und Nordwestbayern.

Die ältere La-Tène-Zeit wird repräsentiert durch Funde aus einem reichen Flachgrab bei Mahlberg, zwei Bestattungen von Thiengen, ein Grab von Säckingen, die Gräberfelder von Singen, Boswil und Andelfingen – und natürlich ganz besonders auch durch den Mittel- und Südtteil des Friedhofs von Münsingen. Geographisch deckt sich dieser Abschnitt mit dem vorangehenden. Nach Kraft ist er vorderhand – ganz im Gegensatz zu Wiedmer und Viollier – typologisch nur lokal, aber gar nicht allgemein feiner zu gliedern, obgleich dessen Dauer auf rund 200 Jahre veranschlagt wird. Nach Kraft ist eine feinere allgemein gültige Typologisierung deswegen sehr heikel, weil z. B. bei den Fibeln mehrere Bautypen nebeneinander bestanden haben (er macht dies am Münsinger Material klar). Die A-Formen leben in B weiter. Eine wirkliche Neuf orm am Ende von La Tène B ist eigentlich einzig der sattelförmige oder geknickte Arm- und Fingerring. Auffällig ist auch der Wechsel bei den Halsringen, wo die ehemaligen Anschwellungen durch eigentliche, stark vom Ring absteckende Knoten ersetzt wurden. Eine völkische Gliederung innerhalb dieses Abschnittes ist vorderhand noch unmöglich. Immerhin sind sicher Andeutungen vorhanden, weil doch am Oberrhein Scheibenhalsringe, um Mainz dagegen Halsringe mit Petschaftsenden in Mode waren. Es fehlt – vor allem zur Lösung dieser Frage – die Keramik. Nach Kraft scheint es gesichert, «daß Elsaß, Breisgau, die Nord- und Mittelschweiz durch gerippte Fußhohlringe, sattelförmige Fingerringe (in B₂), durch Vorliebe für farbige Verzierungen der Bronzen, besonders in Form von Rundscheiben, durch Häufigkeit der Fibeln und ihre Art und Entwicklung zusammengefaßt werden» dürfen; «aber der Nordrand des schweizerischen Jura bildet eine Verbreitungsschranke für die elsässisch-breisgauischen Scheibenhalsringe wie für die mittelhheinischen Knotenringe. Am Genfersee ist das Bild anders...»

Wieviel mehr aus dem umfänglichen Material, das während des Krieges besonders auch auf schweizeri-

schem Gebiet einen nicht unerheblichen Zuwachs erhalten hat, durch Verbreitungskarten einzelner Typen hätte gewonnen werden können, das zeigt allein schon die früher einmal in den Badischen Fundberichten veröffentlichte Restsche Verbreitungskarte der Scheibenhalsringe. Je feiner die Bearbeitungen werden, um so mehr Aufmerksamkeit verdient die Kartierung. Und da die Bodenbeschaffenheit einen ganz besonderen Ausschlag für Völkergruppierungen bzw. Verschiebungen gibt, dürfte es künftig unumgänglich sein, den Aufsätzen physikalische Karten (dies sollte sich auch in Schwarz-Weiß-Technik realisieren lassen) beizugeben.

Eine besondere Frage in bezug auf den umrissenen Raum und die fraglichen Zeitabschnitte ist immer noch die der Keramik. Gerade im vorliegenden Aufsatz zeigt sich neu, daß typische La-Tène-Keramik fehlt, aber nicht nur Keramikbeispiele, auch einwandfrei datierbare Siedlungsfunde stehen aus, denn Altenburg und Waldshut-Sinkelosebuck sind kaum ernsthaft als völlig gesicherte Früh-La-Tène-Siedlungen mit entsprechender Keramik zu werten, da vor allem die datierenden Bronzen ausstehen (siehe Badische Fundberichte 2, 1931, 262ff.). Die paar Keramikbeispiele aus Gräbern genügen niemals, um ganze Keramikgruppen – übrigens fast ausnahmslos Scherben – aus Siedlungen zu datieren. Wahrscheinlich ist dies mit ein Grund, warum Kraft, obgleich er die vor dem letzten Weltkrieg entdeckten Siedlungsfunde in der Einleitung fast im ersten Satz erwähnt, im Verlauf der Ausführungen aber kaum noch eines Wortes würdigt, sondern ausnahmslos Grabfunde zu Rate zieht, um die nordwestalpine Früh-La-Tène-Zeit so weit als möglich zu charakterisieren und gegenüber Nachbargruppen abzugrenzen.

Daß dies Kraft dank den umsichtigen Vorarbeiten Gießlers, der leider manchmal m. E. allzusehr an der nackten Beschreibung der Objekte haften blieb, bis auf wenigens gelungen ist, kann nicht bestritten werden. Denn gerade diesem Zeitabschnitt hat Kraft vor allem in seinen letzten Arbeitsjahren besondere Aufmerksamkeit gewidmet, da es ihm vor allem auch darum ging, abzuklären, wie sich die Kulturträger der Hallstatt- bzw. La-Tène-Kultur zueinander verhalten haben. Erneut betont er deshalb auch hier: «Da sich von der Hallstatt bis in die Spät-La-Tène-Zeit trotz allem Stilwechsel eine organische kultur- und siedlungsgeschichtliche Abfolge erkennen läßt, muß die bodenständige Bevölkerung einheitlich und identisch, muß keltisch gewesen sein.»

In einer weit ausholenden Studie behandelt alsdann P. Reinecke den *Negauer Helmfund* (Titel). Hier liegt ein Aufsatz vor, der dem jungen Forscher eine große Hochachtung vor einem subtilen, aber zugleich umfassenden Bearbeiten einer einzigen Fundgruppe abringt, wie es

eben nur ein Meister seines Faches leisten kann. Einer minutiösen Rekonstruktion der Fundgeschichte von 1811 samt genauester Fundortangabe auf Grund von Nachfragen durch Drittpersonen und Archivstudien (!) stehen weitausgreifende Exkurse über das Vorkommen und Datieren der in Frage stehenden Helmhüte und die militärgeschichtlichen Hintergründe der weiten Verbreitung derselben in augusteischer Zeit am Südfuß der Alpen vom Tessin bis nach der Krain gegenüber. Der Leser vermißt nur eines: die Unterteilung der «vollgepfropften» Arbeit durch Untertitel.

Reinecke hat einwandfrei die heutige jugoslawische Ortschaft *Schöniak* (Schöniagg, Schöniaga) als *Fundort* eruiert. Er spricht deshalb stets von den Helmen von Schöniak. Von 26 Helmhüten sind noch 23 vorhanden: 8 im Joanneum in Graz, 12 in Wien, 1 in München, 1 in Laibach, 1 in Berlin – 1 wurde direkt nach der Auffindung zerstört, 2 hat ein Händler Denzl kurze Zeit nach der Erwerbung im Jahre 1812 eingeschmolzen. Die Helme gehören trotz der auffallenden großen Ähnlichkeit zwei Gattungen an: Helmhüte mit kremenlosem flachen Rand, Helmhüte mit Krempe am ausladenden Rand.

Der Helmhut ist eine typisch etruskisch-italische, sehr langlebige Helmart, deren erste Formen im 7. Jahrhundert einsetzen und bis um 500 v. Chr. halten. Berühmt ist der von Hieron I. von Syrakus nach der Schlacht mit den Etruskern von 474 nach Olympia gestiftete Helmhut mit der Weiheinschrift. Viel später sind Helmhüte der Art von Schöniak. Ihre Parallelen (Helmhüte oder auch Statuetten mit Darstellungen von Krieger in Helmhüten [z. B. Gutenbergfund bei Balzers FL]) sind frühkaiserzeitlich. Zwischen der ersten und dieser zweiten, späten Gruppe liegen Typen wie jene ca. 100 Helmhüte von der Burg von Vetulonia oder von Corneto u. a. m. Die vordem zu hohen Datierungen der Helmhuttypen von Schöniak rühren meistens von Falschdatierungen der Beifunde her; so wurden bislang die Vasi a trottola (die Kreisvasen) durchwegs zu hoch datiert. Erst E. Vogt hat deren Zeitstellung richtig herauspräpariert.

Nach Reinecke gehörten die Schöniak-Helmhüte einer aus befriedeten Barbaren rekrutierten Truppe, die irgendwie bei Kämpfen Verluste bekam. Wahrscheinlich wurden von Ansässigen den Toten die Helme geraubt und als Metallvorrat versteckt. Die in Frage stehende Truppe dürfte zu einer der zahlreichen Voluntarierformationen zu zählen und Figürchen wie jene von Balzers als Votivgaben von nach abgelaufener Dienstzeit in die Heimat zurückgekehrten Krieger zu deuten sein.

Der wichtigste Helm des Schöniakfundes ist der sog. HARIGAST-Helm mit eingekratztem germanischem

Namen in einer oberitalischen Schrift, die Marstrander und Hammarström als Beweisstück für die Richtigkeit der These erkannten, daß sich die germanischen Runen aus einem oberitalischen Alphabet entwickelt haben müssen. Dagegen tut Reinecke die neuerdings von R. Hesse (Der Kimbernzug, Versuch einer Festlegung auf Grund der vorgeschichtlichen Bodenfunde. Diss. [1938]) vertretene Ansicht, wonach dieser Helmfund als Zeuge für den Verlauf des Kimbernzuges heranzuziehen sei, als «kulturgeschichtlich und archäologisch gleich haltlose Darlegungen» ab; denn «wie der Fund als solcher weiter lehrt, weisen im Zusammenhang mit seiner Zeitstellung die beiden alpinen Verbreitungsgebiete der in diesem Metallschatz vertretenen Helmformen eindeutig auf die Kriege Roms hin, die hier unter dem Duumvirat und in den ersten Jahrzehnten des Prinzipates geführt wurden, die dann sowohl den Ostalpenraum nebst der voralpinen Hochfläche bis zur oberen Donau mit ihrer rätischen und vindelikischen Bevölkerung dem Reich einverleibten wie auch in den illyrischen Landen ost- und südostwärts des Ostalpenrandes und der Nordecke der Adria eine Gewinnung und endliche Befriedung der weiten Striche zwischen der Adria und der mittleren Donau zur Folge hatten». In einem im Zusammenhang mit diesen Vorgängen ausgetragenen Gefecht muß der Träger des Harigasthelmes – ein germanischer Krieger – in den «Windischen Büheln» (mit großer Wahrscheinlichkeit während des pannonisch-illyrischen Aufstandes) gefallen sein. «Mehr läßt sich nicht mit einiger Sicherheit über ihn sagen... er könnte in linksrheinisch-germanischem Gebiet geboren worden sein...»

Beides, sowohl die weise Vorsicht als auch die gelehrte Umsicht, die Zeile um Zeile dieser prächtigen Arbeit beherrschen, beeindruckt gleicherweise den jungen Menschen, der sich mit urgeschichtlichen und archäologischen Problemen befaßt. Es ist eine Arbeit, wie sie nur von einem Gelehrten geleistet werden kann, der ein Leben lang lernte, um lehren zu können.

Im vierten Aufsatz «Zur Geschichte Galliens im dritten Viertel des 3. Jahrhunderts» versucht der im letzten Weltkrieg gefallene junge Trierer Gelehrte Harald Koethe mittels Kartierung die vor ihm von Blanchet unvollständig und von ihm neuerdings gesammelten und leider erst teilweise durchgearbeiteten Münzschatzfunde zur Unterbauung und Ergänzung der durch Literatur und anderweitige archäologische Mittel bekannten Geschichte Galliens um die und kurz nach der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. auszuwerten. Auf drei Karten trug er die Münzfunde der Jahrzehnte von 250–260, 260–270 und 270–280 zusammen.

Aus der Karte 1 will Koethe vorzugsweise die Folgen der Ereignisse in den Jahren 254 resp. 259/60 her-

auslesen (Germanenstürme unter Valerian resp. unter Gallienus), auf der Karte 2 aber den von Elmer (Bonner Jahrbücher 146, 1941, 33 ff.) «auf Grund seiner Studien über die Münzprägung der gallischen Kaiser... für die Zeit der 6. Emission, d. h. für die zweite Hälfte des Jahres 261, postulierten Germanenkrieg durch die jetzt datierbaren Funde von Leimersheim und Schwarzenacker in der Bayerischen Pfalz lokalisieren» – dagegen zeige sich darauf keine klare Auswirkung des Seekrieges von 266/67, immerhin dürften der Fund von Lichtervelde und einige Depots in Nordfrankreich damit zu koordinieren sein. Funde aus der Nordschweiz (Augst und Kölliken) deuten auf Grenzkämpfe in diesem Gebiet unter Postumus hin.

Auf der dritten Karte ist es fast ganz ausgeschlossen, mehrere Münzschatzfunde zu einer Gruppe zu schlagen, um sie als Zeugen eines bestimmten Ereignisses anzurufen. Während nämlich auf der ersten Karte die Münzschatzfunde deutlich westlich und südlich der Loire fast ganz fehlen und auf der zweiten Karte eine Häufung speziell im Sektor nordwestlich von Paris festzustellen ist, erscheint die dritte Karte mit deutlicher Ausnahme des Massif Central und dessen Vorgelände ziemlich gleichmäßig übersät. Immerhin scheinen «die zahlreichen Münzschatze dieser Zeit offenbar Niederschläge des großen Krieges zu zeigen, den Franken und Alamannen in der zweiten Hälfte des Jahres 275 begannen und mit dessen Beendigung Probus bis zum Jahre 278 beschäftigt war. Zu den Folgen dieses Krieges bemerkt C. Jullian, daß weder die Kimbern und Teutonen, noch Cäsar, Attila, die Normannen oder die Engländer dem Lande je einen solchen Schaden zugefügt hatten... Ein Blick auf die Karte zeigt das Bild einer Überflutung fast ganz Galliens... «Der Ansatzpunkt am Rhein lag für die Massen der Franken... vermutlich am Mittelrhein, etwa zu beiden Seiten der Untermosel...»

Es ist wahrhaftig schade, daß der gelehrte Verfasser sein Leben vorzeitig lassen mußte. Hoffentlich findet sich jemand, der seinen Plan, das Werk Blanchets «Les trésors de monnaies romaines et les invasions germaniques en Gaule, 1900» in neuer und vollständiger Form herauszugeben, verwirklicht: denn zumal derartige Werke helfen in erster Linie mit, von archäologischer Seite neue Bausteine für die Geschichte Europas in römischer Zeit zu liefern. Solche umfassende Arbeiten mangeln immer wieder: weitgreifende Literaturstudien erheischen eben Zeit. Und Zeit hat nur, wer ständig, mit der betreffenden Materie verbunden, arbeiten kann. Es ist auffallend, wie wenige Schweizer sich sorgenfrei an solche Werke heranwagen dürfen.

Fast als notwendiger Ausklang reiht sich den vier Aufsätzen der Nachruf an, den Kurt Stade auf den

vielverdienten Freiburger Universitätsprofessor *Ernst Fabricius zum Gedächtnis* schrieb, dem eine von J. v. Bekkerath und W. Schleiermacher zusammengestellte Bibliographie des am 22. März 1942 im 85. Lebensjahr Entschlafenen beigegeben ist.

Was Ernst Fabricius für die Schweizer Forschung bedeutete, hat R. Laur im Jahresbericht der Gesellschaft Pro Vindonissa 1942 dargelegt. Es war und ist nicht wenig!

Walter Drack

GOTTFRIED WÄLCHLI, *Otto Frölicher, 1840 bis 1890*. Solothurn, Gaßmann AG. (1950), 120 Seiten, 87 Abbildungen, davon 5 farbige, 4°.

Der solothurnische Maler Otto Frölicher (1840 bis 1890), von dessen Pinsel die größeren Museen der Heimat und einige Galerien Deutschlands Proben besitzen, erhielt eine schöne Würdigung durch die mit Abbildungen reich und sorgfältig ausgestattete Monographie seines Landsmannes Gottfried Wälchli, des Leiters des Martin-Disteli-Museums in Olten. Sie erschien im Verlag Gaßmann AG. in Solothurn auf Weihnachten 1950. Sehr viel umfangreicher als die früheren Schriften über diesen Künstler, stützt sie sich, außer auf die bereits bekannte Literatur, auf neu erschlossene Quellen und wertet namentlich die ausgedehnte Korrespondenz des in Briefen mitteilbaren Mannes erfolgreich aus. Die Gestalt und der Charakter treten dadurch lebensvoll aus der Schilderung, auch seiner Umwelt, heraus. Die historischen Hintergründe, das Milieu der Kleinstadt, das Erbgut der eigenen Familie, alle diese Faktoren sind lebendig gezeichnet, ohne daß durch willkürliche Deutung dem einen oder andern Gewalt geschähe. Warme Teilnahme am zielsicheren Werden einer edlen, in sich gefestigten und im besten Sinne schweizerischen Künstlerpersönlichkeit und ein besonderes Verständnis für den der Schwermut zugeneigten Jurassen gestalten die Lektüre spannend und vertiefen das Nacherleben seiner Landschaftskunst. Die Einsamkeit der bayerischen Hochebene, gesteigert durch schweres Gewölk, drüendes Gewitter oder den Ernst einer Abendstimmung, war Frölichers Lieblingsvorwurf. Es reizt zum Vergleich, sein Werk mit dem seines wesensverwandten Freundes Adolf Stäbli zu messen, zumal sie öfters beinahe den gleichen Standort für ihre Freilichtstudien wählten. Aus der fundierten Kenntnis der gesamtschweizerischen und der zeitgenössischen deutschen und französischen Kunst ist es dem Verfasser gelungen, dem solothurnischen Landschaftler seinen ehrenvollen Platz im neunzehnten Jahrhundert ohne Überschätzung, doch mit verdientem Lob, zuzuweisen und ohne ihn gegen den anders gearteten Frank Buchser auszuspielen. Durch die kenntnisreiche, objektive und leicht lesbare Lektüre ist das Buch eine Freude geworden, um so mehr, als die Bild-

beilagen mit Bedacht gewählt und von vorzüglicher Güte sind.

Margarete Pfister-Burkhalter

RUDOLF NOLL: *Kunst der Römerzeit in Österreich*. Akademischer Gemeinschaftsverlag Salzburg, 1949, 63 Kunstdrucktafeln, 52 Seiten Text. Preis S. 60.-

Die Aufnahme römischer Kultur in den Außengebieten des Römischen Reiches bildet ein Problem, das sich in jeder Provinz wieder neu und anders stellt, je nach Eigenart der einheimischen Bevölkerung und dem Grad der Romanisierung. Deshalb sind die Kunsterzeugnisse, sofern sie nicht in reinen Imitationen oder in Massenartikeln bestehen, wertvoll, selbst wenn sie sich nicht mit den großen Erzeugnissen antiker Kunst vergleichen lassen – oder oft gerade deshalb. Rudolf Noll legt einer weiteren Öffentlichkeit ein solches Material in sehr guten Abbildungen vor, das allerdings nicht die Kultur einer scharf umrissenen antiken Provinz umfaßt, sondern jenes eines heutigen Landes. Freilich braucht es offenbar dieses große Gebiet, um bedeutendere Beispiele der großen Kunst, vor allem der Plastik, zusammenzubringen. Der Verfasser hat deshalb auch die Kleinkunst und vor allem auch das Kunstgewerbe in seine Betrachtung einbezogen, was sich gewiß rechtfertigen läßt. Das so entstehende Bild ist ein außerordentlich vielseitiges, um so mehr, als es sich um Gegenstände handelt, die nicht einmal alle auf österreichischem Gebiet hergestellt sind, begegnen wir doch sogar einem der bekannten, im schweizerischen Baden hergestellten Schwertscheidenbeschläge. Besonders Interesse verdienen aber die «österreichischen» Erzeugnisse, zeichnet sich durch sie doch der ungleiche Grad der Romanisierung der einzelnen Landesteile ab. Das Auftreten von Großplastik im südlichen Teil des Landes, der alten Provinz Noricum, hängt gewiß nicht etwa nur mit dem Vorhandensein eines geeigneten Steins, des Kärntner Marmors, zusammen. Es ist aber doch höchst beachtlich, daß in diesem Material nach großen südlichen Vorbildern sehr gut gearbeitet wurde. Sehr bemerkenswert ist aber vor allem auch die Grabmalerei – gerade ihres provinziellen Charakters wegen –, die uns so viel über die Tracht des Landes usw. überliefert.

Der Verfasser vermittelt uns an Hand dieses Bildmaterials in einem knappen historischen Rahmen ein anschauliches und interessantes Wissen, das den verschiedensten Gesichtspunkten gerecht zu werden versucht. Besonders dankbar sind wir für einen beschreibenden Katalog der abgebildeten Stücke mit manchen wissenswerten Angaben. Wenn man dort sogar noch die Größe der Objekte angeben hätte, wäre den Ansprüchen mancher Leser wohl voll Genüge geleistet worden. Jedem Liebhaber antiker Kultur sei das Werk empfohlen.

E. Vogt